

Zeitschrift: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte
Herausgeber: Staatsarchiv Graubünden
Band: 4 (1993)

Artikel: Rückblick auf mein Leben : Autobiographie eines Pfarrers, Schulmanns, Philanthropen und Lexikographen (1789-1858)
Autor: Carisch, Otto
Kapitel: II: Aufenthalt in Duvin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-939151>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sehr schön sagt die Piccolomini in ihrem Portrait:

«Di chiara Stirpe e nobile
L'onor, vantar potrei,
Ma no, che mio non reputo
L'onor degli Avi miei.»¹⁰

Meine Mutter hieß Caterina (Trina) Capeder¹¹ und war von Duvin im Lugnetz. Sie war aus einer achtbaren, damals wohl der reichsten und allerdings sehr wohlhabenden Familie. Unter ihren Vorfahren väterlicher Seits findet sich der Verfasser *d'igl cudisch da Ser Nutt* (Ludwig Molitor)¹², einer Sammlung schöner romanischer Lieder. Ihre Mutter war eine Schmidt, mit den Gabriels in Ilanz¹³ verwandt. Sie (meine Mutter) war doch soweit gebildet, daß sie einen ordentlichen romanischen Brief schreiben konnte; dabei verständig, thätig, eine gute Hauswirthin, ganz besonders auf Sparsamkeit bedacht – eine Tugend, zu der sie auch die Kinder sehr sorgfältig anhielt und die in ihren Verhältnissen und Umständen auch sehr nothwendig war, wenn die Familie vor Rückgang bewahrt bleiben sollte.

Zur Unterstützung der Eltern und weil ich den Namen des mütterlichen Großvaters trug, wurde ich schon in meinem fünfzehnten Monate von diesem nach Duvin genommen, wo ich dann auch bis zu meinem zehnten Jahre blieb. Nicht lange vorher war ich aber noch bei'm Heuen zu Pro d'ual unbemerkt in den Bach gefallen. Zwar half ich mir noch glücklich selbst heraus, muß aber dessen ungeachtet diese als die erste Lebensgefahr betrachten, aus welcher mich die Vorsehung rettete.

II. Aufenthalt in Duvin

Duvin. Topographische Beschreibung ¹⁴

Duvin gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Ortschaften Bündens. Obwohl zum Hochgerichte Lugnetz gehörig, ist es doch das einzige reformirte Dorf desselben. Es liegt abgesondert durch zwei Bergströme auf der rechten Seite des Glenners. Auf drei Seiten von hohen, meist senkrechten Felswänden oder steilen waldigen Bergabhängen umgeben, ist es mit Ausnahme des Winters, wo eine Brücke über den Glenner geschlagen wird, nur Fußgängern zugänglich. Nur nach Pitasch hinüber ist in neuster Zeit der Weg geöffnet worden. Auf der vierten Seite wird es von der

hohen Savier Bergkette begrenzt. Sein Gebiet ist sehr ausgedehnt, hat Wälder und Alpen für's Rindvieh und für Schafe im Ueberfluß, gute Weiden für die Ziegen, viele Maiensäße und Heuberge, die aber an vielen Orten so steil sind, daß sie nur mit Fußeisen bearbeitet werden können und die im Winter, wo das Heu aus den Heuställen (*barguns*) heimgeführt wird, den Lawinen ausgesetzt sind.

Das kleine Dorf von etwa dreißig, meist hölzernen Häusern liegt auf einer Ebene (einem Plateau) mitten zwischen fetten Wiesen und Aeckern, mit vielen Kirschbäumen sehr guter Art, auch einigen Apfel-, Pflaumen- und Birnbäumen. Für seine Bevölkerung hat es mehr als hinreichendes Korn und Gerste und Weizen von vorzüglicher Art. Fast überall, mit Ausnahme der einen Seite, sind aber diese Güter, wie schon gesagt, ganz in der Nähe des Dorfes von senkrecht hinab gehenden Felswänden umgeben, und man muß sich wundern, daß nicht öfter Vieh und Leute in diese Abgründe fallen.

Nur mit Schaudern kann ich jetzt an die Verwegenheit oder Sorglosigkeit denken, mit welcher wir Kinder am steilen Rande dieser Abgründe spielten und herum liefen.

Nur an Wasser litt das Dorf bis in neuester Zeit Mangel. Dermalen ist es aber auch damit reichlich und ohne große Kosten und Mühe versehen. Nur auf das *alte* Duvin paßte also das Cabalzarische Lied:

«Mo mai d'igl feug quittau stos ver
Parchiei ti has pauc aua.»¹⁵

Auch die Aussicht auf das schöne, mit vielen Dörfern besäete Lugnetz, auf einen nicht kleinen Theil der Gruob (Foppa) und den Kranz hoher Berge ringsherum ist sehr erhebend und ganz geeignet, angenehme Erinnerungen an die empfangenen Eindrücke von der Natur im jugendlichen Gemüthe zurückzulassen.

Zur Reformation entschloß sich Duvin, der Sage nach, um der Mühe überhoben zu werden, seine Todten nach Villa zu tragen, welches die Hauptpfarrei des Lugnetz und dessen Kirche, d.h. die Pfarrei, noch jetzt Pleiv ist. Doch bezahlen die Duviner noch immer gewisse Zinsen an Schmalz und, wenn ich mich nicht irre, auch an Korn und Geld an diese Kirche.¹⁶

In diesem Dorfe herrschte zu meiner Zeit, wenn auch nicht gerade Reichthum, doch allgemeiner Wohlstand. Die Armuth war da so wenig zu Hause, daß ein schöner Acker, welcher von einem reichen Einwohner, Scrivont Gion Capeder, in seinem Testamente für die ärmste Familie des

Dorfes bestimmt worden war, mehr als dreißig Jahre von keiner in Anspruch genommen wurde und der Zins für denselben in die Gemeindekasse floß.

Sitten

Auch die Sitten waren patriarchalisch und höchst erfreulich. Ein Wirthshaus war im Dorfe nicht. Nur zu Neujahr kaufte jede Familie eine Maaß oder halb Maaß Branntwein, um an einem Abend nachher mit den Verwandten, Nachbarn und dem Pfarrer zu «neujährlen» (*far bia maun*). Da wurde dann geschlagener Rahm, *gromma* mit *pettas salin*, *paun cun pira*, *aur cun tscharieschas* (Weitzen-, Birnen- und Kirschenbrod) und alte Würste unter heitern und frommen Gesprächen genossen und dazu auch ein Gläschen Branntwein (*zanin*) getrunken.¹⁷ Wein ward selbst bei Hochzeiten gar nicht oder nur in sehr geringem Maaße gereicht, und für die Taufmahle, *vischdaglias*, ließ man etwa einen Quart (zwei Maaß) von den Capuzinern in Cumbel¹⁸ oder andern catholischen Geistlichen des Lugnetzes holen und gab dann jeder Frau ein Schüsselchen davon, wohl mit Wasser getauft und mit Honig versüßt, worin auch einige Weißbrodschnitten gethan wurden.

Die Gastfreundschaft war aber in diesem Dorfe sehr allgemein. Oft kamen junge Burschen und Mädchen aus anderen Dörfern zu Verwandten auf Besuch. In der Jugendgesellschaft (*a bialla stiva*) erhielten die Fremden immer den Vorrang. Zum Tanz aber war die gewöhnliche Musik nur: Trallala, trallala, das die Mädchen nach Tanzmelodien sangen. Kam aber auch ein ganz Unbekannter in Geschäften an einem Sonntage nach Duvin und zur Predigt, so konnte er versichert sein, daß er nicht nur von einem, sondern von mehreren zum Mittagsessen eingeladen wurde.

Auch in moralischer Beziehung waren die Sitten sehr erfreulich. Ein uneheliches Kind war kaum seit Mannsgedenken geboren worden, zu früher Beischlaf ganz ungewöhnlich, und daß ein Duviner *fuss gniews sutt Sekelmeister* (vor den Kriminalrichter gemußt hätte), fast unerhört.

Leider ist dieses alles in späteren Jahren nicht mehr der Fall gewesen. Im Gegentheile sind in kurzer Zeit Skandale ähnlicher Art auf empörende Weise vorgekommen. Großentheils mag diese betrübtete Erscheinung ihren Grund wohl darin haben, daß viele junge Bursche den Sommer als Hirten in den Engadiner Alpen zubringen, auch einen Theil des Herbstes als Tagelöhner oder Knechte in den dortigen Dörfern dienen¹⁹, sittlich verderben und das Gift der Unsittlichkeit mit nach ihrem Dorfe zurück-

bringen. Wahr ist es aber, daß nicht nur solche, die auswärts gewesen, sondern auch andere sich Vergehen dieser Art haben zu Schulden kommen lassen. Wer kennt nicht das menschliche Herz, dieses verzagte und trotzig Ding, und was alles mitwirkt, es zu verderben! Von gefährlichen Keimen des Bösen erinnere ich mich freilich auch damals schon unter den Kindern gehört zu haben.

Nach diesem merkwürdigen Dörfchen wurde ich also schon im fünfzehnten Monat meines Alters versetzt, und an dasselbe knüpfen sich meine angenehmsten und reinsten Jugenderinnerungen.

Großelterliche Familie. Jugendliche Unarten

Die Familie meiner Großeltern, in die ich kam, darf wohl mit Recht zu den bessern und musterhaften Bauernfamilien gezählt werden. Ich habe in derselben viel Gutes gesehen und gehört. Ein Glied derselben hatte die Unart, heimlich im Hause zu naschen und mich – weil es mich liebte – auch mehr oder weniger zu dieser Schwachheit anzuleiten. Ich habe leider in Folge davon später und ganz unabhängig von ihm in meiner Jugend oft und schwer gesündigt. Nur zweimal ist es mir aber äußerlich übel dabei gegangen. Einmal in Duvin selbst. Die Großeltern hatten einen schönen Bienenstand und ganze große Kübel voll Honig. Ich wußte, wo einer davon stand, und da alle Hausgenossen aus dem Hause waren, verfügte ich mich in die Kammer und labte mich nach Herzenslust an dem großen Honigvorrathe. Aber ach! als ich zurück wollte, war es mir nicht möglich, zur Thür hinauszukommen. Das Schloß (*serra da tschepp*) war von der Art, daß man es von Innen nicht öffnen konnte. Welche Angst! welche Noth! Glücklicher Weise war die Kammer (*combra nova*) auf dem Erdgeschoß, und es blieb mir nichts übrig, als zum Fenster hinauszuspringen. Vom Gewissen furchtbar gefoltet, fühlte ich mich tief gebeugt auf lange Zeit.

Ein andermal, als ich in Sarn zum Besuch und allein im Hause war, durchmusterte ich gewohntermaßen alles, fand in einem Schranke eine schöne Flasche mit Genzianen Branntwein und nahm einen Schluck davon. Stunden lang nachher, als die Mutter nach Hause kam und in die Stube trat, war gleich ihr erstes Wort: «*Ti has buveu vinars!*» (Du hast Genzianer getrunken!) Ich war wie aus den Wolken gefallen: so ganz allein war ich da gewesen, und doch wußte sie, was ich gethan hatte! Es schien mir kaum mit rechten Dingen zuzugehen.



Duvin im Lugnez (Foto: Fotohaus Geiger, Flims).

Ich kam freilich mit der Scham davon, der Eindruck war aber höchst niederschlagend. Wäre ich doch öfters auf der That ertappt und tüchtig abgestraft worden, so hätte ich weniger gesündigt. Meine späteren Verhältnisse heilten mich allerdings von diesem Uebel; aber es wurde mir doch klar, wie leicht man auf solche Weise zum Diebe werden kann.

Man kann daher Eltern und Erziehern nicht genug anempfehlen, die ihnen anvertrauten Kinder schon in frühester Jugend möglichst vor Naschhaftigkeit und Untreue zu bewahren, wozu dann aber noch gehört, daß sie es sich zur Pflicht machen, strenge Ordnung mit den Schlüsseln zu halten, wodurch den Kindern das Rechtthun sehr erleichtert wird.

Duvin. Glieder der Familie

Zu meiner neuen Familie gehörte erstens der Großvater, ein schöner alter, sehr gutmüthiger Mann. Er war in seiner Jugend Schneider gewesen, ein Beweis, daß in früheren Zeiten auch wohlhabende Bauernsöhne die Erlernung eines Handwerkes nicht verschmähten; denn auch der zweitreichste Mann des Dorfes – später Mitschwäher meines Großvaters – hatte das Schuhmacherhandwerk gelernt. Beide hatten freilich schon längst auf die Ausübung ihrer Kunst verzichtet oder beschäftigten sich damit nur noch im Kleinen für den Hausbedarf.²⁰

Dann die Großmutter, ein kleines, gutes Weibchen. So weit ich mich erinnere, war aber die Erziehungskunst, was mich betraf, nicht ihre Stärke; denn ihre Strafen waren, wenn auch selten, doch ebenso unzweckmäßig wie unwirksam.

Der Oheim, den ich mehr fürchtete, als liebte.

Dann die Tante Engadina, die mich mit mütterlicher Liebe liebte und der ich auch wie einer geliebten Mutter zugethan war. Viele Erinnerungen habe ich von ihr nicht mehr; doch schwebt mir ihr Bild in drei Erscheinungen noch lebhaft vor. Einmal, als ich mit ihr zum Besuch nach Sarn gekommen war. Sie saß auf dem Dengelstein vor unserm Hause und war ein so schönes Mädchen, daß sie sich mir gerade bei dieser Gelegenheit als solches eingepägt hat. Ich erinnere mich nicht, daß das Bild weiblicher Schönheit mir früher so lebendig vor die Seele getreten oder auch nur bewußt geworden wäre.

Ein anderes Mal, als sie verheirathet war und mich am neuen Jahre auf den Schoos nahm, küßte und mir eine schöne Schachtel zum neuen Jahre schenkte.

Das dritte mal auf ihrer Todtenbahre. Sie starb im ersten Wochenbette, war die erste Leiche, die ich sah, und auch da noch so schön, daß mir vielleicht gerade dadurch der Tod so wenig furchtbar erschienen ist.

Merkwürdig ist es aber, daß ich sie nach ihrer Verheirathung weit weniger liebte. Ich fühlte wirklich eine Art von Eifersucht, und es war dadurch eine Erkaltung gegen sie in mein Gemüth gekommen. Erst später wachte die dankbare Liebe zu ihr wieder auf, und indem ich dieß schreibe, fließt ihr noch die Thräne der Liebe, und sie im Himmel wiederzufinden, wird gewiß eine der höchsten Freuden des Wiedersehens für mich sein.

In meinem lateinischen curriculum vitae vor der Synode 1824 habe ich von ihr gesagt: «Sie war meine Mutter, Vater war mir mein Großvater.» Und mit Recht, da doch diejenigen uns besonders Vater und Mutter sind, durch die die jugendliche Liebe in unserm Gemüthe entwickelt und genährt wird.

Das letzte Mitglied der Familie war die Tante Maria, von der ich mich auch nur erinnere, sie einmal gesehen zu haben, so [sehr] hat sich ihr Andenken in meinem Gedächtniß verwischt. Es war an einem Samstag Abend. In jener Zeit mußten die Mädchen in Duvin ihre Haare schon am Sonnabend für den Sonntag flechten, und bei einer solchen Gelegenheit erinnere ich mich ihrer. Sie schwebt mir als ein feines bleiches Mädchen vor. Der Nacht aber, wo man dem Großvater die Nachricht nach Varduz brachte, daß sie gestorben sei, und seiner Thränen bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich gar wohl sowie auch der Trauertöne der Glocken am Begräbnistage, die bis Varduz herüber hallten und mir das Herz mit Wehmuth erfüllten.

Zu diesen Familiengliedern kam später die Frau meines obengenannten Oheims, Christian, die ond'Onna, eine sehr brave Frau, die ich aber vielleicht schon deßwegen weniger liebte, weil sie einen Sohn bekam, mit welchem ich nun die Liebe in der Familie theilen mußte, und darüber wohl etwas eifersüchtig wurde: den jetzigen Hauptmann C. J. Capeder. Sie war eine verständige, fromme Frau, die die Predigt, welche jedesmal über Tische besprochen wurde, immer am besten behalten hatte und sie in einem Tone zu wiederholen wußte, der mir damals schon auffiel und mich später nicht zweifeln ließ, daß es der echt religiöse gewesen sei und eben deßwegen auch einen so eigenthümlichen Eindruck auf das jugendliche Gemüth gemacht habe.

Auch einer Magd muß ich erwähnen, Getta von Flims. Sie hatte schon in Chur, und zwar bei vornehmen Familien, gedient, war eine gute Arbeiterin im Hause und auf dem Felde und hielt besonders auf Ordnung und Reinlichkeit mehr als dieß bei den übrigen im Hause der Fall war.

Dieß gefiel mir sehr wohl, und ich kann sagen, daß, wenn der Sinn für diese so wichtigen häuslichen Tugenden schon früh im Leben bei mir erwachte und sie mir lieb wurden, ich dieß vorzüglich dem Beispiele und den Ermahnungen dieser Magd zu verdanken hatte. Ich traf sie wohl fünfundzwanzig Jahre später in Chur als Dienstmagd in einem mir befreundeten Hause wieder und gab ihr ein kleines Andenken als Zeichen meiner Erkenntlichkeit.

Auch Dienstboten erziehen und verziehen die Kinder, und eine der Hauptsorgen der Herrschaft sollte gewiß diejenige sein, nur ordentliche und gesittete Dienstboten anzustellen.

Duvin. Kinderspiele und Belustigungen ²¹

Die öffentlichen Vergnügungen oder Spiele im Dorfe waren für uns Kinder:

1. *Dar igl Minz*²², das geistloseste und ein wirklich bloßes Hazardspiel. Von den zwei Spielenden mußte jeder einen Bluzger, bei uns war es aber gewöhnlich nur ein Knopf, hergeben; diese wurden dann zwischen beiden hohlgewölbten Händen geschüttelt und auf die Erde geworfen, und je nachdem sie mit der einen oder der anderen Seite nach oben zu liegen kamen, gehörten sie dem einen oder andern der Spielenden.

2. *Far cun creschchias*. Im Winter. Es wurde ein Haufen Grösche oder Kleie auf den Tisch und hinein von jedem, so viel ihrer waren, eine Stecknadel, Gluve, gethan, dann wohl unter einander gemischt und in kleine Häufchen vertheilt, von denen jedes eines bekam. Das Glück bestand nun darin, daß sich in dem Häufchen des Empfängers eine oder mehrere Gluven befanden.

3. *Kegeln*, 4. *Mazza schlagen*²³, 5. *Ball werfen*, 6. *Mühlenspiel oder das Nünemal und Damenspiel*.²⁴ Bekannte Spiele, zu denen aber schon Geschicklichkeit und nicht bloßer Zufall nöthig ist, um zu gewinnen.

7. *Stöckeln*. Ein in Bünden ebenfalls allgemein bekanntes Spiel. Es wurde aber von uns nur mit Knöpfen gespielt, unter denen wir aber einen großen Unterschied machten: es gab solche, die für einen, zwei, drei, vier galten. *Da quels dad in - da dus - da treis - da quatter*. Es befand sich unter uns ein älterer Knabe, der uns gewöhnlich durch seine Ueberlegenheit alle rein ausplünderte. Das Schlimme dabei war, daß, wenn die Knöpfe ausgingen, die wir in der Tasche hatten, bei manchen die Versuchung entstand und siegte, die Knöpfe von Jacke, Weste und Hosen abzuschneiden, um das Glück noch ferner im Spiele versuchen zu können.

Da gab es dann Verdruß und nicht selten die Ruthe, wenn der Unglückliche nach Hause kam.²⁵

8. Ein gefährlicheres Spiel für die Beine war: *dar la porchia*. Es wurde ein großes Loch in die Erde gemacht, rings herum so viel kleinere Löcher wie Spielende waren, weniger eins. Jeder hatte einen Stock oder Prügel, den er in dieses Loch hielt. Einer dagegen mußte ein Stück Holz, Knochen oder einen runden Stein, *la porchia*, ebenfalls mit einem Prügel, in das mittlere Loch zu treiben suchen. Die anderen suchten dieß zu verhindern, indem sie die *porchia* mit ihren Stöcken wegschlugen, und nicht selten dabei fremde Beine trafen. Geling es aber dem *purchier* bei diesem Versuche mit seinem Stock in das Loch eines andern zu kommen, so mußte jeder sein Loch mit dem eines andern zu vertauschen suchen, und wem dieß nicht gelang, der war für's neue Spiel der *purchier*.²⁶

9. Ein sinnigeres Spiel, das aber nur bei gemüthlicheren Kindern Anklang und Theilnahme fand, war das *far da bara* (Leichenbegängnißspiel). Es wurde ein Grab gemacht, ein Brett genommen, darauf ein Holz, das den Todten vorstellte, gelegt, mit einem Tuche oder auch mit Blumen verziert und in feierlichem Zuge zu Grabe getragen. Eines läutete: ting tang, ting tang. Ein Mädchen folgte als Mutter weinend der Leiche und dann die andern in feierlichem Zuge. Dieß war eines meiner Lieblingsspiele.²⁷

10. Ein Hauptfest für uns Kinder war aber das neue Jahr und *ir par biaman*. Da bekam man von den Pathen schöne Geschenke, von Verwandten und Bekannten aber ein Weizenbrod und oben ein paar Bluzger hinein gesteckt, Birnenbrod und dergleichen.²⁸

11. Am Ostermontag ging man *a ruclar ovs* (Eier rollen oder drölen)²⁹, und in allen Häusern wurden auch *fava da prers*³⁰ gebacken: kleine Teigwürfel in Schmalz geröstet, welche uns trefflich schienen.

12. Ein großer Freudentag für uns war auch ein jeder Hochzeitstag, an welchem mittelbar oder unmittelbar fast alle Bewohner des Dorfes Theil nahmen. Viele wurden zur Hochzeit geladen, die nicht eingeladenen erwachsenen Knaben schossen mit Flinten oder Pistolen³¹, die jüngeren gingen Nachmittags mit Schellen herum, *far da cavals*. Jeder hatte nämlich an einem Riemen eine, die älteren wohl auch drei bis vier Schellen um den Leib, und so marschirten dann *ils buobs* wiederholt durch's Dorf auf die Wiesen hinaus und wieder in's Hochzeitshaus zurück, wo sie dann zuletzt vom Bräutigam mit einem, auch bis zu vier und fünf Bluzgern beschenkt wurden.³² Die kleinen Mädchen rumorten mit den Krätschen, *sgaras*, und bekamen später, nachdem abgedeckt worden war, *p'igl dischiatt* einen hier zu Lande üblichen Pfannkuchen von dickem Teige.

Ihnen folgten dann die erwachsenen Mädchen, diesen Tribut einzuziehen und bekamen das doppelte und wohl auch noch *fava da prers*.

Einige der nächsten Bekanntinnen der Braut bildeten auch schon früher, beim Zug nach der Kirche, eine *siara*, Barrière, mit einer langen Stange, über die sie seidene Tücher und Bänder gehängt hatten, um auf diese Weise der Braut den Weg zu versperren, sprachen ihr einen frommen Glückwunsch zum Abschied aus und gestatteten ihr den Weiterzug nicht eher, bis sie der herbeigeeilte Bräutigam mit einem kleinen Geschenk honorirt hatte.³³

So wurde den Zuschauern die Gelegenheit verlängert, den Hochzeitszug in seiner ganzen Ausdehnung zu übersehen: die ledigen Burschen, *cambrers*, mit ihren *maigs da nozzas a pindels*, die ihnen ihre *cambreras*, Hochzeiterinnen, geschenkt – sehr schöne Sträuße von Flitterblumen und herunter hängende seidene Bänder auf dem Hute – die ledigen Mädchen mit ihren Kränzen gleicher Art. Braut und Bräutigam trugen ähnliche, nur etwas grüner gehalten.

Spät am Abend kamen dann noch zwei Abgeordnete der Knabenschaft, um den Stutzwein zu fordern. Sie sprachen in gefälliger, schmeichelhafter Rede ihren Schmerz aus über den unersetzlichen Schaden, den der Bräutigam in dem Garten ihrer Jugendgesellschaft angerichtet, indem er die schönste und köstlichste Blume aus demselben gepflückt und nach Hause genommen habe. Da dieß indeß nicht zu ändern sei, so empfahlen sie dieselbe seiner guten Pflege und wünschten beiden das beste Glück und den reichsten Segen.³⁴

So reich an Lärm und an Freude war ein Hochzeitstag in Duvin, und ich kann es nur bedauern, wenn die neuere Zeit sich so geschäftig zeigt, die alten Gebräuche abzuschaffen, anstatt darauf bedacht zu sein, sie zu reinigen und zu veredeln. Von solchen Gebräuchen und dem Eindrucke, den wir noch in unbefangener Jugend von ihnen empfangen, hängt gewiß auch in späteren Jahren die Liebe zur Heimath und zum Vaterlande, die die Schweitzer so sehr auszeichnet, in hohem Grade ab. Sie sind nicht selten die schönsten Blüten des Volkslebens und dessen Poesie.

Diese Freuden alle theilte ich mit meinen Jugendgenossen. Daneben hatte ich aber noch zwei andere, die mir eigenthümlich waren und die mich noch öfter und nicht weniger anziehend auch in der Einsamkeit unterhielten:

1. *Das Soldatenspiel*. Es war mir bald verleidet, meine Knöpfe in die Tasche von Johannes ping wandern zu sehen; ich erfand ein anderes Spiel mit ihnen und war glücklich genug, in kurzer Zeit einen großen Haufen davon zusammenzubringen. Ganze halbe Tage, wenn die Hausgenossen

alle weg waren, saß ich an dem Tische und stellte meine Knöpfe auf kleine Brettchen in Parade auf ihre Anzen, bildete daraus zwei Armeen, schob sie auf den Brettchen in verschiedene Postierungen und schlug dann mit den Fäusten auf den Tisch. Das waren die Kanonenschüsse, die Knöpfe, die umfielen, waren die Todten, und je nach der Zahl derselben in beiden Armeen hatte die eine oder die andere die Schlacht gewonnen.

Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie viele glückliche Stunden ich ganz allein mit diesem Spiele zugebracht habe und wie angenehm und lebendig die Phantasie dabei beschäftigt und angeregt war. Erst Jahre nachher bekam ich die ersten bleiernen Soldaten zu sehen und war unendlich glücklich, auch einige davon zu erhalten.³⁵

2. *Das Predigen.* Schon in meinem dritten oder vierten Jahre war dieß eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, der ich mich, sowohl in der Einsamkeit wie auch in Gegenwart anderer hingab.

Die Kanzel wurde aus zwei Stühlen gebildet, aus weißem Papier das Krägelchen, die schwarze Schürze der Großmutter diente als Mantel, und zwei Bücher, die man mir überließ, stellten *igl cudisch dalla grazia*, die Liturgie und das Testament, vor. Merkwürdig, daß zu ersterem die Helvetische Confession³⁶ und zu letzterem ein italienischer Catechismus von Gabriel³⁷ dienen mußte. Beides Bücher, die ich nicht lesen konnte und die andere mißachteten, die mir aber in späterer Zeit wichtig geworden sind und die sich noch in meiner Bibliothek befinden.

Ich weiß nicht, was ich gepredigt, weiß aber, daß ich es oft gethan, großes Vergnügen dabei empfunden und mich nicht gescheut habe, es auch vor größeren Gesellschaften zu thun. Selbst draußen auf dem Felde, wo ich etwa einen Hügel sah, wollte ich predigen, weßwegen sich die Großmutter entschließen mußte, zwei Schürzen mitzunehmen, um mir die eine als Mantel überlassen zu können, wenn mich die Manie des Predigens befiel.

Diese Liebhaberei wurde dann auch von den Großeltern als sicheres Zeichen betrachtet, daß ich zum Pfarrer berufen sei, und Pfarrer zu werden war in der That schon von Jugend auf der sehnlichste Wunsch meines Herzens.³⁸

Hierzu mochte freilich auch mit beigetragen haben, daß man damals in Duvin an Herrn Luzius Cabalzar, einem alten Manne, einen sehr frommen, verständigen und allgemein geachteten, ehrwürdigen Pfarrer hatte.³⁹ Er hatte ein paar Enkel von meinem Alter, und mit diesen beschäftigte er, auf Bitte des Großvaters, zuweilen auch mich und einen anderen Knaben, Nicolaus Castelberg von Ilanz, der ebenfalls in Duvin bei den Großeltern und mein vertrautester Freund war.

Eigenthümlichkeiten

Er, Pfarrer Cabalzar, hielt eigentlich keine regelmäßige Schule, sondern unterhielt uns, gab uns zuweilen einen Spruch auf, ließ uns schreiben, rechnen und erzählte oder übersetzte uns Geschichten aus Hübner's Biblischen Erzählungen, wovon er ein Exemplar mit Bildern hatte.⁴⁰ Welche Freude für mich, diese Geschichten zu hören, diese Bilder zu sehen! Ich verstand, im engsten Sinne des Wortes, keine Silbe deutsch und dennoch war ich im Stande, drei dieser Geschichten, die er nur einmal in's Romani-sche vorübersetzt hatte, noch lange nachher wörtlich, wie ich es von ihm gehört, nachzuübersetzen. Hierüber waren mein Großvater und alle Anwesenden nicht wenig erstaunt, als ich es eines Abends im Hause des obengenannten Freundes that, wo man den Hübner hatte. Nun sollte mein lang geäußelter Wunsch, dieses Buch zu erhalten, auch sobald wie möglich erfüllt werden; denn solche Kenntnisse hatten mir die Meinigen nicht zugetraut. Es war dieß aber keineswegs Folge von Kenntnissen, sondern nur eines guten Gedächtnisses, aber freilich eines so glücklichen, daß ich mich später selbst kaum genug darüber verwundern konnte. Von diesem waren aber noch mehr erfreuliche Beweise vorhanden: ich konnte eine Menge Sprüche, Lieder und Gebete nur vom Hören auswendig. Großvater und Oheim standen im Winter lange vor Tage auf, um das Vieh zu füttern. Ich kam auch in die Stube herunter und ging auf den Ofen. Wenn sie weg waren, fand ich meine beste Unterhaltung darin, diese Gebete und Lieder laut für mich herzusagen, was man beten nannte.

Ond'Onna, die im Nebenzimmer schlief, erzählte später öfters andern, welche große Freude es ihr mache, mich so beten zu hören. Ich besinne mich aber leider nicht, durch diese Gebete wirklich veredelt und gehoben worden zu sein. Dagegen erinnere ich mich, daß mich der Großvater mit nach Oberkastels nahm zum dortigen Pfarrer, dem genialen romanischen Dichter, der uns mit Wein aufwartete.⁴¹ Es war das erstemal, daß ich Wein zu trinken bekam. Auf der Rückreise, wir kamen spät durch den Wald zurück, sagte ich zu dem Großvater: «*Igl chiau mi va antuorn.*» [Es geht mir alles ringsum.] «*Mo ti eis pia stuorns*» [Du bist wohl betrunken], antwortete er und erklärte dann, daß der Wein das verursache. Später sagte ich: «*Tatt, iou temma.*» [Großvater, ich habe Angst.] «*Scha uri, meu uffont*» [So bete, mein Kind], erwiederte er. Ich that es und fühlte nun wirklich, daß alle Furcht bald verschwunden war.

Einige Eigenheiten muß ich noch anführen, die pädagogische Bedeutung haben. Ich war, wie es scheint, schon von frühester Jugend an von sehr reizbarer, jähzorniger Gemüthsart: ein Erbstück von väterlicher Seite

und in dessen Familie allgemein einheimisch. Meine Reizbarkeit war aber so groß, daß ich von dem kleinsten Schläge, den ich bekam, ohnmächtig und convulsivisch werden konnte, weßwegen man sich sehr in Acht nahm, mir wehe zu thun. Eine Nachbarin aber, Onda Meingia, die mich sonst sehr gerne hatte, rieth, mich nur öfter zu züchtigen, und die Ohnmachten verschwanden wirklich von der Zeit an.

Ich nannte meinen Oheim und die Tante Du⁴², was damals nicht Sitte war. Auch mir hätte man dieß gern abgewöhnt und versprach mir daher allerhand, wenn ich sie *vus* [=Sie] nennen wolle. Ich hätte es auch wirklich gern gethan, nahm mir oft vor, es zu thun, und schämte mich dann doch so sehr, mit dem *vus* herauszurücken, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte. Erst nachdem ich von Duvin weg war, kam ich dazu und auf ganz leichte Weise. Hätte man dieß für Eigensinn genommen und mich mit Härte zwingen wollen, es zu thun, so wäre mir großes Unrecht geschehen. Es war nicht Hartnäckigkeit, sondern nur verkehrte und allerdings kaum begreifliche Scham.

Ich hatte unter den Jugendgenossen keine nahen Verwandten und mußte früh schon empfinden, was es heißt, fremd an einem schweizerischen Orte zu sein. Bei jedem Streite, der unter uns entstand, hieß es gleich: «*Ti va danunder ca ti eis!*» [Geh, woher du gekommen bist!] Andere Gewaltthätigkeiten hatte ich zuweilen von einem rohen, sonst aber in mancher Hinsicht geschickten Knaben, der an und für sich stärker war als ich, aber auch für den Nothfall einen älteren Bruder zur Aushülfe gehabt haben würde, zu erdulden. Er war aus einer überhaupt nicht beliebten Familie, hat mich von den Duvinern am meisten beleidigt und gehörte durchaus zu meinen Antipathien von früh an.

Uebrigens zeigte sich schon in der frühesten Jugendzeit in Duvin, was ich auch später überall an mir wahrgenommen habe, daß ich nur wenig wirkliche Freunde hatte, denen ich mit Wohlwollen und von Herzen zugethan sein konnte. Meine äußere Erscheinung muß vielleicht bei'm ersten Anblick schon eher abstoßend als gewinnend sein; denn von mehreren, die mir nachher liebe Freunde geworden sind, mußte ich hören, daß sie sich im Anfang nichts weniger als zu mir hingezogen gefühlt hätten. Auch begreife ich, daß mein entschiedenes, schroffes Wesen in der That nicht geeignet ist, mich zu jedermanns oder auch nur zu vieler Freunde zu machen. Characteren meiner Art ist es nicht gegeben, selbst wo sie schweigen, ihre inneren Empfindungen nicht durchblicken zu lassen, oder äußerlich zu scheinen, was sie innerlich nicht sind. Dieß wird dann von andern leicht durchgeföhlt und beleidigt oft mehr als der offene Widerspruch.

Rückkehr in's elterliche Haus. Reise von Duvin nach Sarn

Im Februar des Jahres 1799 starb meine Großmutter, und so sollte ich mein geliebtes Duvin verlassen und in's väterliche Haus zurückkehren. Ich that es mit wehmüthigem, widerstrebendem Herzen, und nur das Versprechen der Mutter, daß sie mich in Sarn zum Pfarrer in die Schule schicken und mich *studiren*, d.h. Geistlicher werden lassen wolle, konnte mir den Abschied einigermaßen erleichtern.

Die Reise wurde in Gesellschaft meiner Mutter, einer Jungfrau von Dalin und eines Mannes von Raschlinas, nach dem alten Calender am 23sten Februar, angetreten. Beide letztere waren zu der Hochzeit einer Verwandten in Pitasch gewesen, und der Tieni trug eine rothe Uniform seines Bruders, der früher in der französischen Garde gedient hatte. Es war ein ziemlich trüber Tag, und in meiner Seele war es noch viel trüber, aber es sollte noch furchtbarer werden.

Als wir hinter Valendas bei der kleinen Galerie ankamen, begegnete uns ein Mann, der eilig und ganz erhitzt herankam, um uns zu sagen, die Franzosen seien in der letzten Nacht über Kunkels hereingebrochen und haben Tamins und Reichenau besetzt. Schon sei der Landsturm in der dortigen Gegend aufgeboten, und er sei nach Disentis abgesandt, diese Nachricht zu bringen. Die Kaiserlichen (Oesterreicher) stehen schon bei Bonaduz, und mit ihnen werde sich dort der Landsturm zu einer Schlacht gegen die Franzosen vereinigen.⁴³ Man denke sich den Eindruck, den diese Nachricht auf die Gesellschaft machen mußte. Der leichte Schimmer von Hoffnung, es sei vielleicht doch nicht wahr, bestimmte sie indeß, vorwärts zu gehen. Allein schon zwischen Carrera und Versam begegneten uns alle zehn bis zwanzig Schritte Weiber, welche mit Säcken oder Kindern auf dem Rücken weinend und schluchzend flüchteten und uns also an der Wahrheit jener Nachricht keinen Zweifel ließen.

Im Wirthshaus von Versam fanden wir dann die Stube voll Taminserinnen mit ihren kleinen Kindern, trostlos weinend und jammernd. Ihr mit Seufzen oft wiederholter Ausruf: «Ach tu min Gott!» (Ach du mein Gott!), den ich zwar damals nicht verstand, ist mir dennoch unverilgbar in der Seele geblieben.

Ueber Rhäzuns nach Hause zu kommen, wie es der Plan gewesen war, davon konnte jetzt natürlich nicht mehr die Rede sein, und so wurde beschlossen, daß unser Begleiter seinen Rock vertauschen und mit der Versamer Mannschaft zur Armee ziehen, die Frauen aber mit mir den Weg über Arezen nach Savien einschlagen und von da über den Berg nach Sarn gehen sollten. So geschah es. Aber welche Reise! Es hatte unterdessen zu

schneien angefangen, wir begegneten unterwegs von Zeit zu Zeit einem Trupp Arezern oder Tennern und gegen Abend hörten wir wiederholt Kanonenschüsse, deren Schall von Berg zu Berge furchtbar dröhnend wiederhallte. Dieser schon an sich für schwache, furchtsame Weiber erschütternde Eindruck war für sie um so schrecklicher bei dem Gedanken: «Die Franzosen also im Lande und diese Kanonen gegen unsere Landsleute, Männer, Väter und Verwandte, gerichtet!»

Die armen Frauen mochten mir wohl ihre geheimsten Gefühle möglichst zu verbergen suchen, ich aber fing an, meine Sprüche, Lieder und Gebete herzusagen wie an jenem Abend im Walde, faßte Muth dadurch, und auch meine Begleiterinnen bekannten später, daß diese Gebete eines Kindes ihnen am meisten Fassung und Trost gegeben hätten.

In Savien kamen wir sehr spät an, klopfen an dem ersten Hause und baten, uns für Geld und gute Worte aufzunehmen und etwas zu essen zu geben. Sei es nun, daß die Hausfrau wirklich nichts hatte oder uns in der Dunkelheit nicht traute, kurz, sie wies uns ziemlich barsch ab, sagte aber zuletzt doch, wenn wir auf dem Ofen bleiben wollten, könnten wir hereinkommen.

Da war nicht lange zu wählen, wir traten ein; aber die ungastliche Frau brachte nicht einmal Licht, und der Ofen war kaum warm, so daß wir uns daran nicht hätten trocknen können. Betrübt darüber eilte meine Mutter wieder hinaus, um zu sehen, ob Häuser in der Nähe wären, die noch Licht hätten. Sie entdeckte wirklich nicht weit davon eines, ging durch den Schnee darauf zu und hatte die Freude zu erfahren, daß eine ihr wohlbekannte Familie darin wohnte, die uns dann auch freundlich aufnahm und mit allem Nöthigen gütig versorgte.

Den folgenden Tag kamen wir dann glücklich über Tschappina in Sarn an, von wo aber die ganze Mannschaft ausgerückt war, so daß natürlich die Weiber in der größten Aufregung und Angst waren.

So traurig und unheimlich war meine Reise und Rückkehr in's väterliche Haus.